

# Der Weg ins Leben

Autor(en): **Ermatinger, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **5 (1909-1910)**

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750932>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

können. Man will, wie der Vorsitzende des deutschen Künstlerverbandes Hans von Faber du Faur in seinem trefflichen Aufruf sagt, einen Versuch machen, die Jury, die auch dann, wenn sie ehrlich und nach bestem Wissen und Gewissen ausgeübt wird, als Irrtum zu betrachten sei, ausschalten und die Künstler unbevormundet an die Öffentlichkeit treten lassen. Jeder, der Mitglied des Verbandes ist, soll die Möglichkeit haben, seine Werke der Öffentlichkeit vorzuführen; gewiss ein löbliches Ziel, dass selbst im ungünstigsten Falle, will sagen, wenn solche Ausstellungen in der Mehrzahl nur Entgleiste und Mittelmäßige ans Licht fördern würden, der Beachtung wert scheint. In rühmlicher Bescheidenheit gibt sich der Verband, der heute rund gegen 200 Mitglieder zählt, über die schwierigen Begleitumstände des Experimentes keiner Täuschung hin. Man weiß, dass man die Bilder enger als bisher aufhängen muss, weiß, wie in den Ausführungen Fabers zu lesen ist, dass die harmonische Gesamtwirkung leiden muss und dass vor dem geistigen Moment der Kunst das Rein-Dekorative der Ausstellungen geschmälert werden wird. In der Hauptsache folgt die neue Vereinigung den Grundsätzen der Pariser „Indépendants“, die, wie bekannt ist, gute und schöne Wirkungen erreicht haben. Ob die Versuche verhältnismäßig bessere oder schlechtere Ausstellungen mit sich bringen werden, glaubt der Arbeitsausschuss des deutschen Künstlerverbandes, der für das Frühjahr 1910 seine erste umfangreiche Kundgebung im Münchener Schrankenpavillon plant, noch nicht voraussagen zu können. Vorerst hat er einen kleineren, ersten Schritt unternommen, seine Mitglieder in den Ausstellungsräumen des Münchener Kunstvereins vorgeführt und dabei den und den aus der Reihe derer, die man früher nicht sah und kannte, ans Publikum gefördert. Was die Hauptsache ist: Der wackere, tatkräftige Verband scheint von der Kritik, der vorerst die Antwort auf die Bestrebungen des Vereins nicht leicht gemacht wird, ernst genommen zu werden. Man braucht den radikalen Standpunkt des Vereins gegenüber den Kunstmaler-Machthabern, die heute das Schicksal und das künstlerische Gesicht der deutschen Ausstellungen bestimmen, nicht ganz zu teilen und kann doch der Entwicklung der Dinge mit warmer Teilnahme zusehen. Eines scheint vor allem höchst erfreulich: Unverstandene, Unliebsame, solche, die sich zurückgesetzt fühlen und deshalb grämlich geworden sind, und solche, die mit den offiziellen Kunstgenerälen in Streit liegen, diejenigen, denen die erdrückende, raumfüllende und raumnehmende Nachbarschaft der Abgestempelten nicht passt, und diejenigen, die sich von vornherein gegen alle Qualitätsgruppierungen auflehnen, werden Gelegenheit haben, hervorzutreten, ihr Werk zu zeigen und reden zu lassen, ohne den Umweg über das Wohlwollen einer Jury zu machen.

H. K.



## DER WEG INS LEBEN

VON EMIL ERMATINGER<sup>1)</sup>

Die Leser moderner Belletristik bringen heute einem Entwicklungsroman nicht mehr das gleiche aufhorchende Interesse entgegen, wie noch vor einigen Jahren, ausgenommen diejenigen, welche — warum nicht mit Recht? — annehmen, dass *der* moderne Entwicklungsroman noch nicht

<sup>1)</sup> Verlag von Egon Fleischel, Berlin.

gedichtet ist. Wer aber die andern, die Befriedigten, noch einmal in die blühenden Wirrnisse eines Jugendweges mitziehen will, der muss ihnen ein verborgenes, bisher unerfundenes, erdrüchiges Land zu zeigen haben und seinen Helden die besonderen Schwierigkeiten dieses Neulandpfades mit und trotz den Besonderheiten seiner Neulandsnatur überwinden lassen.

In solch verborgenes Land, Neuland für uns, aber an sich ein altes, abgebautes Strecklein Erde, führt uns Emil Ermatinger. Sein Held, Balthasar Eigenheer, Sohn einer unbemittelten Witwe und Mündel eines unverständigen, pedantischen Vormunds, ist in allem Gewissenszwang, im Kleinbürgerglauben und in der Kleinbürgertreuerzigkeit aufgewachsen, die sich in der Enge und dem stolzen Sittenkult schweizerischer Altstädte und Altstädtchen entwickelt. In den Grundsätzen dieser Umgebung befangen, leidet er schwer unter der üblen Nachrede, die seinen Vater, der knapp vor dem Konkurs stand, als er starb, übers Grab hinaus verfolgt. Es ist ihm aber Gelegenheit gegeben, die Ehre der Familie vor den Leuten zu retten. Eine Verwandte hat ihm die Mittel zum akademischen Studium geboten mit der Bedingung, dass er die theologische Fakultät wähle und Pfarrer werde. Wir lernen Balthasar kennen in der Zeit, da ihm das Pfarrer-werden-müssen ein Zwang und die alte Lebensgrundlage unsicher wird. Er ist achtzehn Jahre alt — vielleicht ein etwas hoch angesetztes Alter für Balthasars intakte Kindlichkeit —, wie ihm durch die Gespräche mit einem freier denkenden Freund, durch den Einfluss eines verbitterten Skeptikers und durch die Schlüsse seines eigenen, etwas primitiven logischen Denkens das Glaubensbollwerk seiner Kindheit hinfällig wird, während gleichzeitig die scheue Liebe zu einem Mädchen, das älter ist als er, ihn von den Freunden seiner Einsamkeit, den Büchern, weg und dem Leben entgegenführt. Balthasar ist einer von den Ernstesten, Schwerfälligen, die sich jeden Zollbreit Eigenland unter Gewissenskämpfen erobern müssen, denen der Befreiungskampf gegen das Überkommene, die Überwindung der Eltern in sich selber an Blut und Leben geht. Aber alles, Lektüre, Erlebnisse, Freunde, ja selbst die Worte der milden, innerlichfrommen Mutter — dieses liebevoll gezeichneten Frauenwesens — drängt ihn in den Zwiespalt und zur Verneinung. Langsam, nach bangem und gewissenhaftem Forschen, gibt er die Schätze seines alten Glaubensbestandes einen nach dem andern preis. Wie endlich die seelische Krisis ihren Höhepunkt erreicht hat und Balthasar der innerlichen Freiheit gewiss wird, da bricht seine Gesundheit zusammen. Er liegt tagelang im Fieber. Beim Erwachen aber hat er die Gewissheit, dass er nicht Pfarrer werden kann. Sein Gott ist nicht der Gott der heiligen Bücher; er ist die lebendige Kraft der Natur. Balthasar weiß, dass er neu beginnen muss mit Lernen und Umlernen; er steht in der Demut, die der Anfang alles Wissens ist. Und auch die äußerlichen Verhältnisse scheinen sich zum Guten zu wenden — etwas hochnotpeinlicherweise zwar. Der Schuldirektor interessiert sich für Balthasar, und wir dürfen hoffen, dass er für seinen Schüler die Bewilligung der Mittel zum naturwissenschaftlichen Studium bei der vermöglichen Frau Tante trotz ihrer früheren Bedingungen erwirke.

Die Handlung in diesem Buche ist unscheinbar, ist eine ganz innerliche. Wie sich das junge Leben unter Qual und Kampf aus der zähen Macht des konservativen Kleinbürgerchristentums herausreißt, das ist ruhig, breit, ernsthaft, mit der Innigkeit des innerlich Erlebten hinerzählt. Um seines treuen Ernstes willen lieben wir das Buch. Das kleine Stück Neu-

land mit all seinen unscheinbaren Besonderheiten und Absonderlichkeiten führt uns der Autor mit erinnerungswarmen Worten vor. Wir haben mit ihm einen Ausschnitt stammeskräftigen, alteingewurzelten Lebens entdeckt. Wir haben in der Eigenart dieses besondern Bodens den bekannten Vorgang sich abspielen sehen, wie das Alte sich durch die selbstgezeugte Jungkraft überwindet. Nicht eine neue Welt haben wir entdeckt, nur eine Scholle neues Land, anderen ähnlich, aber doch mit besonderem Farbenton, besonderem Geruch, auf den unser Führer uns mit Sorgfalt und Liebe, hie und da mit etwas einzelheitsschwerer Ausführlichkeit, wie man von heimatlichen Dingen spricht, aufmerksam machte. Mit neuen Mitteln? Nein. Das war nicht Absicht, weil nicht Notwendigkeit im Autor; so wenigstens lässt die wohlthuende Abwesenheit von Anläufen auf originelle Schreibart schließen.

Alles in allem: im alten Rahmen ein neuer Ausblick; ein vertrauter Typus mit den besonderen Zügen des Individuums; und alles gesehen mit dem begreifenden Auge des Eingeweihten, des Eingebürtigen.



## KUNSTNACHRICHTEN

Die Februarserie im Künstlerhaus Zürich brachte uns Neues aus dem Basler und Luzerner Kunstleben; dazu einige Bilder eines in Zürich lebenden Künstlers, Raphael de Grada.

Nicht alle dieser Basler Künstler zeigen jene persönliche Physiognomie, die der Ausdruck stolzer Unabhängigkeit gegenüber dem herrschenden Geschmack ist und ein Recht auf die Hoffnung gibt, von ihnen neue Wege zu neuen malerischen Zielen eröffnet sehen zu dürfen.

So ist *Emil Beurmann*, den man einst zu Größerem berufen glaubte, dem Kunstideal einiger gewiss kaufkräftiger, aber wenig kunstfähiger Kreise sehr, allzusehr entgegengekommen. Sein Damenporträt ist eine Salonsphinx mit gewiss recht uninteressanten Geheimnissen; ich bezweifle nicht, dass viele junge Mädchen sich gerne so malen ließen, aber ein Grund, das Resultat in eine Ausstellung zu bringen, das eigentlich in ein Boudoir gehörte, ist nicht recht einzusehen. Alles, was er gemacht hat, ist gleich rasselos; ein Bild heißt „Parfum“ und wäre mit „Patchouli“ noch besser bezeichnet gewesen.

*Fritz Völlmy* sucht durch ein grosses Format über den geringen malerischen Wert seiner Bilder wegzutäuschen. Sein „Herbstabend an der Weser“ lässt uns einen Strom sehen, den man ohne die darauf schwimmenden Schiffe eher als eine überaus schmutzige Strasse erkannt hätte. Das Wasser liegt nicht in der Ebene und der Himmel scheint sich uns entgegen zu wölben. Die Poesie eines grauen Abends ist nicht erfasst, da schleicht kein Dunst über die Wasser, da liegt keine weiche Luft. Eine farbige Harmonie ist nur soweit erreicht, als unappetitliche Farben immer zusammenpassen. Das „Fischerdorf am Bodensee“ allein hat etwelchen Reiz, besonders in seinem Aufbau. Aber in der Stimmung ist etwas Süßliches, Unmännliches, Gemachtes. Es gibt ja heute noch Salons in Pseudorenaissance mit schmutzig aussehenden Plüschdraperien; da mögen Völlmys Bilder hineinpassen. Aber nie in einen modernen Raum.